

David Livingstone.

Nun kam ein lebendes Bild: Maria, die unbefleckt Empfangene nimmt ein armes Menschenkind in den Himmel auf; der Chor sang dabei das schöne Lied: „Ein Wund, o Aveglöcklein, sei still dir anvertraut“. Daran reihte sich ein Gedicht, „Mutter und Kind“ betitelt. Ein kleines Mädchen erkundigte sich allerliebste bei seiner Mutter, ob denn die Schwarzen auch einen Schutzengel haben. Anfangs wollte es in das kleine Köpfchen nicht recht hinein, daß sich so ein weißer, himmlisch-schöner Engel mit einem schwarzen Menschen abgebe, doch die Erklärung, daß der liebe Gott nicht auf das Äußere schaue, sondern auf ein reines Herz, leuchtete ihm schließlich doch ein und benahm der Kleinen den argen Zweifel.

Als nun aber der Vorhang zum zweiten Male in die Höhe ging, hörte man im ganzen Saale lauten Applaus; standen doch auf der Bühne, stramm in Reih und Glied, zehn kohlschwarz gefärbte Negermädchen! Wie sie nun aber vollends anfangen, ihre Tänze aufzuführen und fassrisch zu singen, da wollte das Beifallsklatschen unterm Publikum gar kein Ende mehr nehmen! Immer wieder und wieder mußten die Kleinen auftreten und tanzen, und immer neuer Beifall wurde ihnen zuteil; es dauerte geraume Zeit, bis wir sie endlich wieder in der Garderobe beisammen hatten. Der Effekt war einfach großartig!

Den würdigen Abschluß der schönen Feier bildete ein zweites lebendes Bild: „Maria, als Königin der katholischen Mission“ darstellend, wobei das schöne Lied: „Dein sind wir, Herr“, gesungen wurde. In das Schlußlied aber: „O sanctissima“ stimmte nebst dem Chor der Engel auch das gesamte Publikum mitein und sang frisch und kräftig mit. — Auf spezielle Aufforderung hin hielt auch der Hochw. P. Balduin noch eine Ansprache an die Versammlung, und der Beifall, den er erntete, ließ ihn neuerdings erkennen, welche Begeisterung für die große Sache der Mission in unserer Stadt herrscht. Ich glaube kaum, daß es einen einzigen Teilnehmer gab, der unser Fest unbefriedigt verließ.

Mittwoch, den 26. Februar, abends 1/9 Uhr, wurde nochmals gespielt und hatten wir an diesem Abend die Freude, den Verfasser unseres Spieles, Hochw. Herrn Pfarrer Nüdling, in unserer Mitte begrüßen zu dürfen. Der Saal war wieder ausverkauft und sogar auf dem Vorplatz standen noch Leute; der Effekt war in allem derselbe.“

David Livingstone.

(Mit 1 Bilde Seite 125.)

(Fortsetzung.)

Schon in Kuruman hatte Livingstone gehört, daß fern im Norden ein großer Süßwasser-See liege, den man Ngami nenne. Auf einer seiner späteren Fahrten war er ihm auch schon bis auf zehn Tagereisen nahe gekommen, aber er mußte umkehren, weil unter den Zugochsen die Rinderpest ausbrach. Am 1. Juni 1849 faßte er neuerdings den Entschluß, diesen See aufzusuchen, den bisher noch kein Europäer gesehen hatte.

Sein Freund, der Engländer Oswell, ein wohlhabender Mann, begleitete ihn, weil er am Ngami-See viel Elefantenbein zu finden hoffte. Er hatte mehrere Wagen, 80 Ochsen, 20 Pferde und 25 Diener mitgenommen. Einer der letzteren diente als Wegweiser, denn schon nach zwei Tagen ging die Reise durch Gegenden, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte.

Am Wüstenrand machten sie in einer Talmulde Raft. Ringsum waren die Quellen versiegt; nur in einer Grube, wo sich ein Nashorn im Sande gewälzt hatte, stand noch soviel Wasser, daß beim Nachgraben jedes Pferd ein Maul voll erhielt. Für die Ochsen reichte es schon nicht mehr aus, und da der Weg zur nächsten Haltestelle 120 Kilometer quer durch die berühmte Kalahari-Wüste ging, trieb man die Ochsen nach der letzten ergiebigen Quelle 40 Kilometer weit zurück. Inzwischen hatte man mehrere Brunnen gegraben, und als die Tiere zurückkamen und die ganze Karawane zur Wüstenreise aufbrach, hatten sich alle satt getrunken.

Karg und nackt lag die Wüste vor ihnen. Die Wagen knarrien über die Sandebene hin, und die Räder schnitten tiefe Furchen. Bald nahm die Kraft der Ochsen, denen frisches Wasser fehlte, ab. Drei Tage lang zogen die schweren Gespanne nordwärts durch die Kalahari, und erst 70 Kilometer waren zurückgelegt. Da hatte plötzlich der Führer keine Ahnung mehr vom Wege, und als man ihn nach der Entfernung bis zur nächsten Quelle fragte, antwortete er aufs Geratewohl: 50 Kilometer. Eine trübe Aussicht für die armen Reisenden! Bis dahin mußten ja sämtliche Ochsen vor Durst umgekommen sein!

Nun wurden die Pferde vorausgeschickt, um wenigstens sie zu retten. Mit ihnen konnte man im Notfall allein weiterziehen und vom Ertrag der Jagd leben. Auch konnten die Ochsen der Spur der Pferde folgen und vielleicht durch eigenen Instinkt eine Quelle finden. — Die Pferde und ihre Führer waren übrigens noch keine Stunde weit gekommen, als sie auf Buschwald stießen; und bald verriet das Quaken einiger Frösche einen Sumpf-See, dessen Süßwasser für die ganze Karawane lebenspendend wurde.

Nach zweimonatlicher Reise kam Livingstone endlich ans Ufer des Ngami-Sees. Der König Letšhotlebe erwies sich aber nicht so freundlich, wie man gehofft hatte, und somit beschloß Livingstone, noch weiter nordwärts zu ziehen. Beim Dorfe Vinjanti entdeckte er einen gewaltigen Strom namens Sambezi. Sein Unterlauf war den Europäern allerdings schon seit langer Zeit bekannt, aber niemand wußte, woher er kam. Livingstone beschloß daher, von hier aus gegen Westen bis zum Atlantischen Ozean vorzudringen.

Diese Reise war sehr anstrengend und mühevoll und führte durch ein Gewirr wilder Völkerstämme. Infolge heftiger Regengüsse mußten zahlreiche angeschwollene Wasserläufe und tüdliche Sümpfe überdritten werden. Seit Livingstone einmal mit einem Boot schlechte Erfahrungen gemacht hatte, ließ er sich stets von einem Ochsen durch das nasse Element tragen. Wolken von Moskitos schwärmten über das feuchte Erdreich, und das Fieber warf Livingstone derart nieder, daß er nicht einmal mehr auf seinem Ochsen sitzen konnte. Aber unter all diesen Plagen versäumte er nie, die ihn umgebende Naturwelt zu beobachten und die Karte seines Weges auszuarbeiten. Sein Tagebuch war ein dicker Band mit starken Deckeln und verschließbarem Schloß, und er schrieb darin fein und zierlich wie gedruckt.

So näherte er sich Schritt für Schritt der Westküste. Von allem entblößt, traf er endlich einen Portugiesen, und in seiner Gesellschaft hielt Livingstone seinen Einzug in Loanda. Die dortigen Portugiesen nahmen ihn gastfrei auf, verschafften ihm alles, was er brauchte und kleideten ihn vom Kopf bis zum Fuß neu.

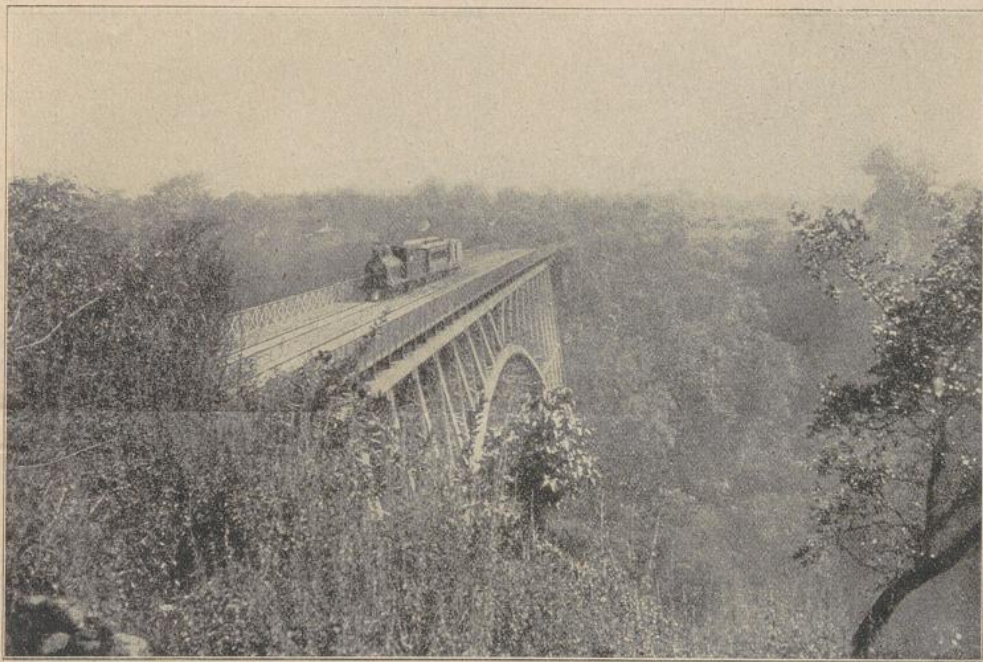
Vor Loanda lagen auch mehrere englische Schiffe. Bei diesen seinen Landsleuten erfreute sich nun Livingstone einer herrlichen Ruhezeit. Welch ein Genuß für

ihn, wieder einmal in einem ordentlichen Bett zu schlafen, nachdem er monatelang immer nur auf dem harten, kalten Boden gelagert hatte! Und wieviel Neues hörte er aus der großen Welt, aus der solange keine Nachricht mehr zu ihm gedrungen war. Man lud ihn ein, nach England zurückzukehren, doch er wollte zuvor von neuem den Sambesi aufsuchen und von dort nach der Ostküste Südafrikas vordringen.

Seine Papiere, seine Aufzeichnungen und Karten der neuentdeckten Länder jedoch, einen großen gewaltigen Pack, gab er einem englischen Schiffe mit. Doch dieses scheiterte bei Madeira und ging mit Mann und Maus unter! Nur ein einziger Passagier wurde gerettet. Livingstone befand sich noch in der Nähe der Küste, als ihn diese Hiobsbotschaft erreichte, und nun mußte er,

„Victoria-Fälle“. Oberhalb des Falles ist der Sambesi 1800 Meter breit, und über eine Basaltschwelle hinweg stürzt sich der gewaltige Strom 119 Meter in die Tiefe, wo die siedenden und brodelnden Wassermassen ein oft kaum 50 Meter breiter Felsentessel zusammenpreßt. Wolken von Sprühregen und Wasserdampf schweben beständig über dem Fall; daher nennen die Eingeborenen ihn das „rauchende Wasser“.

Die Beschreibung der Victoria-Fälle machte später auf die Europäer einen weit tieferen Eindruck, als alle übrigen Entdeckungen Livingstones. Daß es in Afrika einen Wasserfall gebe, der sich mit dem Niagara messen könne, ja ihn an wilder Schönheit und großartiger Kraft noch überrage, davon hatte man bisher keine Ahnung gehabt. Heute führt eine Eisenbahn über die Victoria-



Eisenbahnbrücke über den Sambesi in der Nähe der Victoria-Fälle. (Einem südafrikanischen Kalender entnommen.)

logut es eben ging, alle die Niederschriften und Zeichnungen noch einmal anfertigen, eine Arbeit, die mehrere Monate in Anspruch nahm.

Endlich brach er auf, diesmal gegen Osten zu. Einem der Häuptlinge im Innern schenkte er eine aus Loanda mitgenommene, abgelegte Oberst-Uniform und gewann sich dadurch dessen Gunst in so hohem Grade, daß er ihm viele Tagereisen weit ein sicheres Geleite gab und ihn und seine schwarzen Begleiter reichlich mit Lebensmitteln versah. Livingstones Reisen sind überhaupt dadurch besonders merkwürdig, daß er sie ohne nennenswerte Unterstützung aus der Heimat durchführte. Er wußte sich schnell das Vertrauen der schwarzen Eingeborenen zu gewinnen, und dies half ihm über alle Schwierigkeiten hinweg.

Nun wurde die Richtung flussabwärts längs des Sambesi-Ufers eingeschlagen, eine damals noch völlig unbekannte Strecke. In Linjanti hatte Livingstone schon früher von einem gewaltigen Wasserfall des Sambesi gehört, und nun war es ihm bechieden, diesen Niagara Afrikas zu entdecken. Er gab ihm den Namen

Fälle (siehe Bild), und auch eine Stadt ist in der Nähe entstanden, die Livingstones Namen trägt.

Das betäubende Tosen der Fälle verhallte hinter den Wanderern, und die mutige Schar folgte weiter den einsamen Waldpfaden von der Grenze eines Stammes zu der eines andern. Mit bewunderungswürdiger Ruhe setzte Livingstone allen Gefahren und Lücken Mut und Todesverachtung entgegen und arbeitete mit unermüdlicher Geduld an seiner Karte Südafrikas, dessen Grundlinien er aufzeichnete. Im Laufe der Jahre war er mehr Forscher als Missionar geworden, aber der Grundgedanke seiner Zukunftssträume war stets: das Ende der geographischen Entdeckungsarbeit ist nur der Anfang für die Tätigkeit des Missionars.

Bei der ersten portugiesischen Station am Sambesi entließ er seine schwarzen Begleiter und fuhr den Strom hinunter nach Quilimane als der erste Europäer, der sich rühmen konnte, das afrikanische Festland von einer Küste bis zur anderen durchquert zu haben. Voller 15 Jahre hatte er nun unter den größten Mühen und Beschwerden im Innern Afrikas zugebracht; da konnte er

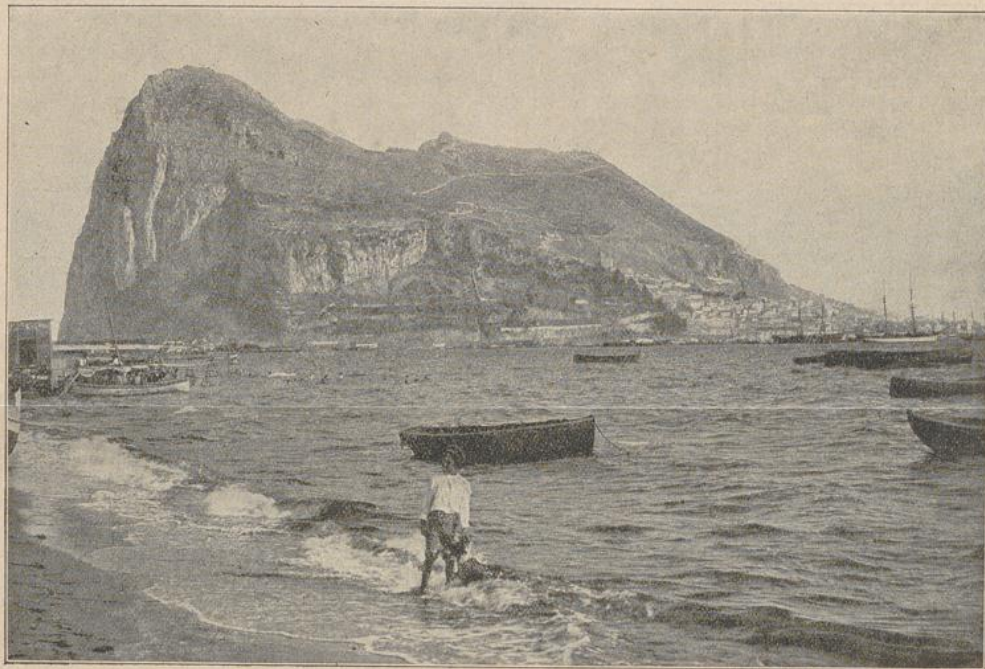
sich wohl erlauben, einmal heimzureisen. Eine englische Brigg brachte ihn nach Mauritius, und Ende 1856 langte Livingstone wieder in England an.

Ungeheurer Jubel empfing ihn überall, und wohl noch nie war ein Forscher so geehrt worden, wie er! Von Stadt zu Stadt huldigte man ihm als einen Helden, und er benutzte diese seine Popularität, um überall gegen den Sklavenhandel zu predigen und seinen Landsleuten die Ueberzeugung beizubringen, daß die Weißen für die Befreiung der Schwarzen verantwortlich seien. Afrika, das dunkel und vergessen unter seinen wandernden Regengürtel dagelegen hatte, wurde nun mit einem Male der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit aller Gebildeten.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtern und Lampen zur Nachtzeit mit dem italienischen Sternenhimmel darüber! Ja, schön ist diese Stadt; sagt doch das Sprichwort: „Neapel sehen und sterben“, als wollte man sagen, hast du dieses gesehen, so kannst du ruhig sterben, denn etwas Schöneres wirst du hienieden nicht mehr schauen. Ganz buchstäblich darf man natürlich das nicht nehmen; es gibt noch manch' andere Stadt, die, was Schönheit anbelangt, ruhig mit Neapel in Wettstreit treten kann, und dann ist äußerer Glanz und ein farbenreiches Panorama noch lange nicht das Schönste auf Erden. Kurz, ich habe Neapel gesehen und bin nicht gestorben, hoffe vielmehr mit Gottes Gnade noch manches Jährchen zu leben.

Von Neapel ging es durch die Straße St. Bonifazio zwischen Korsika und Sardinien hindurch gegen die



Blick auf Gibraltar.

Meine Reise-Erinnerungen.

Von Schwester Cäcilia, C. P. S.

(Siehe obenstehendes Bild.)

(Schluß.)

Wir waren nun im Mittelländischen Meer, das seine Passagiere oft recht ungemütlich schaukeln kann, fuhren durch die Straße von Messina, wo vor ein paar Jahren das schreckliche Erdbeben stattfand, kamen am rauchenden Stromboli vorbei, der kegelförmig mitten aus dem Meere emporsteigt, sahen die bekannten reizenden Inselgruppen, welche der italienischen Südwestküste vorgelagert sind, und landeten endlich am 24. April 1908 vor Neapel.

Welch' ein Bild! Hier die tiefblaue See mit ihren Inseln, Schiffen und Rähnen, dort der gewaltige Vesuv, wo aus drei Stellen schwarze Rauchwolken zum Himmel stiegen, vor uns in weitem Halbkreis die große, herrliche Stadt mit ihren Gärten, Kirchen und Palästen, wovon wir namentlich das hochgelegene, riesengroße St. Elmo bewunderten. Und dieses Schimmern, Funkeln und Leuchten all der vielen Tausenden von

spanische Küste zu, die uns mit ihren wundervollen, immer wechselnden Bergketten viele Stunden lang zur Rechten lag, bis wir uns endlich der Straße von Gibraltar näherten. Da kam nochmals Afrika in Sicht! Es war, als wolle es uns den letzten Abschiedsgruß bieten, denn ich weiß nicht, ob ich es jemals wieder sehen werde.

Gibraltar, die uneinnehmbare englische Naturfeste, liegt wunderschön da, noch größer und gewaltiger aber erscheint auf dem afrikanischen Festland seiner riesenhaften Berge wegen das spanische Ceuta, wenn auch seine Festungswerke mit denen von Gibraltar nicht verglichen werden können. Wir sahen Algeciras und Tanger, ließen dagegen das stolze, übel beleumundete Lissabon abseits liegen. Es kam die Fahrt durch den ewig stürmischen Meerbusen von Biskaya und am 7. Mai landeten wir in Dover.

Hier mußten wir umsteigen. Der „Markgraf“ fuhr gegen Hamburg zu, uns aber sollte ein zweiter Dampfer nach W i s s i n g e n bringen, wo wir ans Land gehen wollten. Unsere Schwestern in Heiligblut, in Holland,